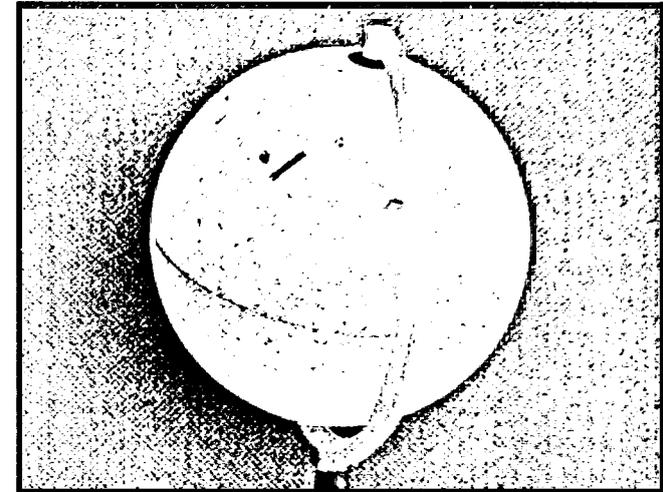


Äußerer Anstoß für die im vorliegenden Band dokumentierte Dresdner Tagung „Zwischen Emotion und Kalkül. ‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne“ im Frühjahr 2008 war die Gründung des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz vor einhundert Jahren (1908). Dieses Jubiläum bot Anlass, über die historische Entwicklung und zeitspezifischen Bedingungen von Konstrukten regionaler Identität zu reflektieren sowie die aktuellen Prozesse räumlicher Orientierung im Spannungsfeld gesellschaftlicher Zuweisungen und subjektiver Aneignungen in den Blick zu nehmen.

Heimat, Lokalität und Regionalbezüge sind gerade in der Gegenwart kulturwissenschaftlich neu zu reflektierende Größen geworden. Denn Umbrüche vollziehen sich auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Feld: Lebenswelten werden zunehmend flexibel; Arbeitsmarkt und Wirtschaftshandeln internationalisieren sich, ihre Orientierung an verbindlichen Regeln wird schwächer. In diesem Zusammenhang hat die Annahme deutlicher Raumgebundenheit von Kultur an Geltung verloren. Damit stellt sich die Frage neu, welcher Stellenwert der Ortsbezogenheit in der Moderne zukommt und wie diese hergestellt wird. Der konkrete Ort als identitätsstiftender Raum gibt sich dabei als Produkt sozialer Praxis und symbolischer Zuschreibungen zu erkennen. Und er verliert offensichtlich nicht an Relevanz. Die Muster raumbezogener Beheimatung, die sich in Reaktion auf die Zumutungen der Moderne herausgebildet haben, unterliegen freilich einem deutlichen Wandel.

Zwischen Emotion und Kalkül



‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne

**Sonderdruck,
im Buchhandel nicht erhältlich**



ISSN 1439-782X
ISBN 978-3-86583-508-6

IRENE GÖTZ

Nationale und regionale Identitäten

Zur Bedeutung von territorialen Verortungen in der
Zweiten Moderne

*Zum Konzept „Identität“ als Verständigungsbegriff –
Kritik der Identitätsforschung*

„Identität“ – ist dieses ideologieanfällige Konstrukt als Leitbegriff der Forschung (noch) brauchbar? Diese Frage stellt sich nicht erst in der so genannten Zweiten Moderne, in der sich Autoren wie Clifford Geertz dezidiert von Großkonzepten wie „Kultur“, „Nation“ oder „Identität“ abwendeten, weil nach der Krise der Repräsentation und in einer „Welt in Stücken“ solche Begriffe ihre Erklärungskraft verlören.¹ Wie Lutz Niethammer vor einigen Jahren in einer kritisch-polemischen Auseinandersetzung mit dem „universalen Schein-Konzept kollektive Identität“² behauptete, habe dieses in den letzten 20 Jahren als disponible Formel – je nach dem des Multikulturalismus, des postnationalen Weltbürgers oder der nationalistischen Rechten – seine analytische Schärfe eingebüßt.

Bereits im Jahr 1978 wies Hermann Bausinger auf den inflationären Gebrauch dieser Grundkategorie der Volkskunde als empirischer Kulturwissenschaft hin.³ Von „Identität“ sei deshalb so viel die Rede, weil sie zum Problem geworden sei. Identität verkörpere „ein Moment der Ordnung inmitten des Wechsels“; der Reiz dieses Modeworts liege darin, dass es „verhältnismäßig elastisch etwas Bleibendes in wechselnden Konstellationen anvisiert.“⁴ Unter Bezugnahme auf eine damals noch weithin anerkannte und gegenwärtig umstrittene psychologische Identitätskonzeption⁵ defi-

¹ CLIFFORD GEERTZ, *Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*, Wien 1996.

² LUTZ NIETHAMMER, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek 2000 (hier wurde aus dem den Klappentext zitiert).

³ Siehe entsprechend auch noch WOLFGANG KASCHUBA, *Einführung in die Europäische Ethnologie*, München 1999, S. 32 ff., der die Auseinandersetzung mit den Konstruktionen „Identität“ und „Ethnizität“ weiterhin zu den zentralen Forschungsaufgaben des Faches rechnet.

⁴ HERMANN BAUSINGER, *Identität*, in: Ders./Utz Jeggle/Gottfried Korff/Martin Scharfe (Hgg.), *Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt, 1978, S. 204-263 (hier und im Folgenden wird nach der 3. Aufl. von 1993 zitiert), S. 204.

⁵ ERIK H. ERIKSON, *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a.M. 1973, untersucht als Entwick-

nierte Bausinger Identität „als Gefühl der Übereinstimmung des Individuums mit sich selbst und seiner Umgebung, und vielleicht noch deutlicher in der negativen Form: im Bewusstsein oder Gefühl mangelnder Übereinstimmung. Identität bezeichnet die Fähigkeit des einzelnen, sich über alle Wechselfälle und auch Brüche hinweg der Kontinuität seines Lebens bewusst zu bleiben. Identität ist so zunächst einmal aufs Individuum bezogen, und dieser Akzent erscheint besonders nützlich in einer Wissenschaft, die sich nur zu oft vagen Kollektivbegriffen auslieferte [...], vom Dorfgemeinschaftsleben bis zur Volksseele.“

Bausinger folgend, plädiere ich dafür, „Identität“ weiterhin als Konzept und Verständigungsbegriff unter bestimmten Prämissen zu verwenden:

1. Identität gilt als für die Erfahrungen Einzelner verwendeter Begriff, der sich auf die *Innensicht* der erforschten sozialen Akteure, auf deren im Laufe ihres Lebens alltagsweltlich erfahrenes *Selbstverständnis* bezieht.
2. Identität zeigt sich zudem aus der *Außenperspektive* der Ethnologin als kulturelle Praxis, sie offenbart sich als Prozess häufig situativ wechselnder Identifikationen mit Gruppen. Identität lässt sich also indirekt durch das zu beobachtende Handeln (in Gruppen und Kontexten) erschließen. So äußert sie sich nicht nur als Sprechpraxis – durch die Reflexion von Identität, die Verbalisierung einer Erfahrung, die auf die eigene „Identität“ hinweist –, sondern auch indirekt, z.B. in der Aneignung und Präsentation tradiert kultureller Objektivierungen als symbolischen Kommunikationssignalen.
3. Identität wird in gesellschaftlichen und/oder persönlichen Krisen oder zumindest durch Schlüsselerfahrungen bewusst und thematisierbar (ein aktuelles Beispiel ist die Rückbesinnung auf das Nationale, die Renationalisierung, der Rückbezug auf den Staat in Folge der weltweiten Wirtschafts- und Finanzkrise). Diese Krisenerfahrungen nehmen im Prozess der Individualisierung und Fragmentierung der Gesellschaft zu und somit auch entsprechend die sozial- und kulturwissenschaftliche wie auch populäre Beschäftigung mit dem Thema.

lungpsychologie die Ausbildung eines „Identitätskerns“ als Reaktion auf kindliche und adoleszente Krisenerfahrungen, eines „Persönlichkeitskerns“, der bei gesunden Menschen bis ins Alter hinein relativ konstant bleibe, was heute als überholtes, zu vereinfachtes und statisches Modell von Persönlichkeit abgelehnt wird.

⁴ BAUSINGER, Identität (wie Anm. 4), S. 205.

In den 1980er und insbesondere den 1990er Jahren zeigten sich gewisse Akzentverschiebungen im Verständnis von „Identität“ insbesondere derjenigen sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung, die sich Ansätzen und Annahmen der „Zweiten Moderne“ verpflichtet fühlt.⁷ „Identität“ (wie auch „Kultur“) lässt sich in einer „Welt in Stücken“ demnach nicht mehr auf abgeschlossene Ganzheiten, z.B. auf fixe Territorialvorstellungen, beziehen. Arjun Appadurai⁸ machte den Begriff der „deterritorialized ethnoscaapes“ populär und meint damit ein Muster entterritorialisierter Ethnolandschaften, das die Nationalstaaten und Städte überziehe. Orte, die identitätsmäßig belegt werden („places of identification“), fielen immer seltener mit den aktuellen Lebensräumen („locations“) zusammen. Heimat würde dann zu einer zunehmend virtuellen Größe; insbesondere imaginierte, räumlich ferne Welten wirkten via Kabelfernsehen und Internet identitätsstiftend. Wenn in Folge der weltweiten Wanderungsbewegungen, die Appadurai vor allem im Auge hat, Identität von den

⁷ Siehe zu den Leittheoremen der „Zweiten Moderne“ und zur Neudefinition des Modernisierungsbegriffs in Anlehnung an die von ULRICH BECK, ANTHONY GIDDENS und SCOTT LASH (Hgg.), *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*, Frankfurt a.M. 1996, eröffnete Diskussion um die Theorie der „reflexiven Modernisierung“. ULRICH BECK, WOLFGANG BONI (Hgg.), *Die Modernisierung der Moderne*, Frankfurt a.M. 2001. Nach diesen ist es ein Kriterium der „Zweiten Moderne“, dass die Grundlagen der „Ersten Moderne“ – Nationalstaat, Erwerbsgesellschaft, Individualisierung, Rationalisierung, Verwissenschaftlichung und funktionelle Differenzierung – einem ständigen Prozess der Distanzierung und Reflexion unterzogen werden. Die Zweite Moderne oder auch die „Reflexivität der Modernisierung“ (siehe zunächst ULRICH BECK, *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M. 1986) lässt sich nach BECK, BONI, *Modernisierung* (ebd.), S. 13, wie folgt bestimmen: „Radikalisierte Modernisierung unterminiert die Grundlagen der Ersten, nationalstaatlich organisierten, industriellen Moderne im Sinne eines Meta-Wandels: Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sowie Zielvorgaben und entsprechend auch der wissenschaftliche Begriffsrahmen des Wandels“ verändern sich „in einer Weise, die weder gewollt noch vorhergesehen wurde“. Die „Erste Moderne“ sei von den Vorstellungen der Kontrollierbarkeit, der Gewissheit und der Sicherheit ihrer Institutionen ausgegangen, die in der Zweiten Moderne mit ihrer neu entstehenden Art von Kapitalismus, globaler Ordnung und ihrer neuen Art von Staatlichkeit nicht mehr gegeben seien. Die Zweite Moderne sei u.a. geprägt von „Entgrenzung“ auf ökonomischer, politischer und kultureller Ebene, von der aufbrechenden Territorialbindung von Produktion, Kooperationen und Betrieben, von generellem Kontingenzzuwachs, von den Herausforderungen der Individualisierungsschübe, der „Geschlechterrevolution“ mit ihrer Veränderung der Familienbeziehungen und herkömmlichen Arbeitsteilung sowie von der Erosion traditionaler bürgerlicher oder proletarischer Lebenswelten und Milieus, die mit der Krise der Erwerbsgesellschaft einhergeht. Diese „Modernisierungskrisen“ sind von Schlagworten geprägt wie „Unschärfe“, „Ambivalenz“, z.B. zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“, „Widerspruch“, „Ratlosigkeit“. Wissenschaft, Technik oder Wirtschaftswachstum als die Lösungskonzepte der Ersten Moderne könnten gemäß der Theorie der reflexiven Modernisierung zur Problemlösung nicht mehr ausreichen.

⁸ GEERTZ, *Welt in Stücken* (wie Anm. 1).

⁹ ARJUN APPADURAI, *Globale ethnische Räume. Bemerkungen und Fragen zur Entwicklung einer transnationalen Anthropologie*, in: Ulrich Beck (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft* (Edition Zweite Moderne), Frankfurt a. M. 1998, S. 11–40.

Migranten in ihren „ethnoscapes“ in immer neuen kreativen Prozessen geschaffen wird, dann bildet folgerichtig die „Globalisierung der Biographien“¹⁰ den Fokus der dominanten sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweise.¹¹

Die vielfach an Ulrich Beck orientierten Studien zur Zweiten Moderne¹² bleiben in den Kultur- und Sozialwissenschaften jedoch nicht unkritisiert. Die „Ortspolygamie“ als spätmoderne Lebensform und die „transnationalen Leben“¹³ würden bisweilen in ein (allzu) positives Licht getaucht. Es werde die „Chance“ überschätzt oder übergeneralisiert, die für die als kreativ gepriesenen „Identitätsbastler“ und „Identitätsmanager“ in der Notwendigkeit zur aktiven Kompositionsleistung liege; Probleme dieser „Identitätsarbeit“ der Kosmopoliten als neuem Leittypus der Zweiten Moderne würden dagegen schöngeredet oder vernachlässigt. Häufig werde überdies lediglich die eigene Weltläufigkeit der Eliten zum Maßstab gemacht und eigene hochmobile und durch das entsprechende ökonomische und symbolische Kapital abgestützte Lebensformen durch eine postmoderne Rhetorik mit Sinn belegt, legitimiert und ausgedeutet.¹⁴

Auch lässt sich aus ethnologischer Sicht kritisch gegen pauschalisierende Abgesänge gerade auch auf die Bedeutung des alten Nationalstaats oder lokaler Traditionsbestände einwenden, dass sich hier der Fokus oft allzu stark zugunsten der Bewegung(en) der Mobilien verschoben hat, so dass der „territoriale Mensch“¹⁵ – einst zentraler Untersuchungsgegenstand der Kulturanthropologie – und damit das früher angenommene menschliche Grundbedürfnis nach Verortung und Beheimatung in Territorien und die noch immer auszumachenden vielen „Sesshaften“ zu

¹⁰ ULRICH BECK, Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung (Edition Zweite Moderne). Frankfurt a.M. 1998, S. 127-134.

¹¹ APPADURAI, Globale ethnische Räume (wie Anm. 9), S. 23: „Es sind diese komplexen imaginierten Leben, die heute das Fundament der Ethnographie bilden müssen.“ Es gelte, am Einzelfall die kulturellen Einflüsse auf diese Leben zu verfolgen, siehe dazu auch den vorausgegangenen Abschnitt über den Wert von Fallstudien.

¹² Siehe die von Ulrich Beck im Suhrkamp-Verlag herausgegebene „Edition Zweite Moderne“.

¹³ BECK, Globalisierung (wie Anm. 10), S. 127-134 bezeichnet – ähnlich wie APPADURAI, Globale ethnische Räume (wie Anm. 10) – mit der „Ortspolygamie der Lebensformen“ jene „Mehrförigkeit“, mit der jeder in einer globalisierten Welt konfrontiert sei: „Das eigene Leben ist der Ort des Lokalen. Wie ist das möglich? Das eigene Leben ist kein ortsgebundenes mehr, kein gesetztes, kein sesshaftes Leben. Es ist ein Leben ‚auf Reisen‘ [...], ein massenmedial gestütztes und geprägtes, ein transnationales Leben.“

¹⁴ Siehe z.B. auch die Kritik von Wiggershaus an dem viel beachteten Buch von MARTIN ALBROW, Abschied vom Nationalstaat. Staat und Gesellschaft im globalen Zeitalter, Frankfurt a.M. 1998, in dem der Autor „soziologische Analysen und Interpretationen schuldig bleibt“. ROLF WIGGERSHAUS, Blinder Optimismus. Martin Albrow nimmt Abschied vom Nationalstaat und feiert die Weltgesellschaft, in: Die Zeit, Nr. 25 vom 10.6.1998, S. 35.

¹⁵ INA-MARIA GREVERUS, Der territoriale Mensch. Ein kulturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Planegg 1982.

wenig Beachtung finden. So gerät diesen Forschungen oft leicht aus dem Blick, dass sich nicht nur im Kontext räumlicher, sozialer und virtueller Mobilität, sondern gerade auch auf der Basis dieser weiter bestehenden Sesshaftigkeit der Vielen lokale und regionale Identifikationen besonders gut erhalten können.¹⁶

Doch muss die Kritik an den scheinbaren blinden Flecken der postmodernen Identitätsforschung mit ihrer weitgehenden Konzentration auf die „moving targets“¹⁷ und die transnationalen Bewegungen doch wieder differenziert und abgemildert werden: Einerseits gilt in diesen Forschungen zwar der Niedergang oder das Brüchigwerden nationaler Identitäten häufig – sehr pauschalierend – dort als gegeben¹⁸, wo der wissenschaftliche Fokus auf die Beschleunigung von Austausch und Verbindungen, auf die Verdichtung von Distanzen eingestellt wird. Andererseits entgeht auch den prominenten sozialwissenschaftlichen „opinion leaders“ der Transnationalismus und Kosmopolitismusforschung, wie z.B. Ulrich Beck, nicht, dass gerade hier, wo im Migrationskontext Traditionen brüchig werden, regionale Bezüge, Nationalismus, Ethnizitäts(neu)konstruktionen und Retraditionalisierungsprozesse, gewissermaßen als „Halteleinen“ gegen die Unsicherheiten, revitalisiert oder im Konfliktfall „Kulturunterschiede“ oder auch mutmaßliche „nationale Unterschiede“ als Selbstbehauptungsstrategien und oft auch als „Kampfbegriffe“ instrumentalisiert werden.¹⁹

¹⁶ Siehe als ein Beispiel für derartige Leitbilder des Sesshaftseins und -bleibens in der Heimat die arbeitsanthropologischen Studien in einem ländlichen Transformationsgebiet, einer ehemaligen Erzbaugemeinde in der Steiermark, wo viele der Einheimischen kreative Strategien entwickeln, um vor Ort weiter arbeiten zu können und nicht wegziehen oder auspendeln zu müssen., JOHANNES MOSER, @ftermining. Wirtschaftsanthropologische Überlegungen zu ökonomischen Transformationsprozessen in einer Bergbaugemeinde in den Alpen, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LV/104 (2001), S. 137-162.

¹⁷ GISELA WELZ, Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck, in: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998) 2, S. 177-194.

¹⁸ Siehe z.B. STUART HALL, Die Frage der kulturellen Identität, in: Ders., Rassismus und kulturelle Identität, Hamburg 1994, S. 180-122, hier S. 209; ALBROW, Abschied (wie Anm. 14).

¹⁹ Siehe zu diesem Problem der „Kulturalisierung“ WOLFGANG KASCHUBA, Kulturalismus. Vom Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs, in: Berliner Journal für Soziologie 4 (1994) 2. Um ein Beispiel zu geben: Die häufig als Beleg für die Überwindung des nationalen Denkens und der sich durchsetzenden postnationalen Gesellschaft angeführten (tatsächlich als Folge der gesteigerten Mobilität stark zunehmenden) „binationalen Familien“ sind, wie häufig behauptet wird, an sich noch kein Beleg für die Erosion nationaler Identitäten. Im Gegenteil, wie einschlägige Studien zeigen, können hier im subjektiven Erleben der partnerschaftlichen Interaktion (zugeschriebene) nationale Identitäten und Rekurse auf eine „Herkunfts-kultur“ sogar eine verstärkte Rolle spielen. Erziehungspraxen, Sexualität etc. werden häufig dann als „nationaltypisch“ von den Partnern deklariert, wenn es hier Probleme gibt. Siehe hierzu exemplarisch für den Kontext der transnationalen Arbeits- und Wirtschaftsbeziehungen auch SANNA SCHONDEL MAYER, Stereotypisierung am Arbeitsplatz. Zur Handlungsrelevanz von Selbst- und Fremdbildern in der deutsch-polnischen Interaktion, München u.a. 2008. Die Autorin zeigt, wie im Konfliktfall in einem deutschen Unternehmen in Polen von den deutschen wie polnischen Beschäftigten Nationalstereotypen zur Erklärung herangezogen werden.

Im Folgenden greife ich – angesichts der geäußerten Bedenken mit aller Vorsicht – einige der neueren Ansätze und Vorstellungen der Identitätsforschung als weitere Prämissen auf:

1. den methodischen Zugriff auf das Thema über Mikroanalysen, denn in einer „Welt in Stücken“ kann man nur noch einzelne „Fälle“ beschreiben, die in einer ausdifferenzierten, pluralen Gesellschaft nicht mehr für ein immer schwerer ausmachbares „Ganzes“ stehen können,
2. die Vorstellung von der Konstruiertheit, Pluralität und Kontextspezifik der Identitäten,
3. die These, dass sich nationale und andere territoriale Identitäten für den Einzelnen hinsichtlich ihres subjektiven Gewichtes und ihrer semantischen Belegung unter dem Eindruck erhöhter Mobilität oder in Folge von Transformationsprozessen verändern.²⁹
4. Enttraditionalisierung und Retraditionalisierung gehen in der Moderne in einem dialektischen Prozess Hand in Hand. Der Rückgriff auf tradierte Bilder des Regionalen und Nationalen in Zeiten des Umbruchs – persönlicher oder gesellschaftlicher Natur – ist genau wie die Entwicklung neuer mentaler und territorialer Bezugssysteme auf seine Halt und Orientierung stiftende Funktion hin zu befragen.

Vor allem um diesen zuletzt genannten Punkt wird es im zweiten Teil meiner Ausführungen jetzt gehen.

Neuverortungen nach der deutsch-deutschen Vereinigung

Die mit der Wende einhergehende Systemtransformation mit ihrem enormen Anpassungsdruck an westliche Verhaltensstandards erforderte von den Ostdeutschen die Neuordnung ihres Alltags und vor allem eine Auseinandersetzung mit unvertrauten normativen Mustern und kulturellen Werten, während gleichzeitig viele der vertrauten Bezugssysteme weggefallen sind beziehungsweise bedroht waren. Um diese spezifischen Anforderungen an die individuelle Identitätsarbeit, bei der in Um-

²⁹ Damit ist allerdings noch nicht gesagt, in welcher Richtung sie sich verändern, ob sie eher wichtiger oder unwichtiger, offener oder geschlossener werden. Diese Fragen lassen sich wohl auch nur für den Einzelfall – je nach Kontext anders – beantworten.

bruchzeiten alte Bilder des Regionalen und neue Verortungen zusammenspielen, soll es im Folgenden anhand von biografischen Fallstudien noch einmal gehen: um Aspekte des Wandels der Identifizierungspraxen und der mentalen Bezugssysteme unter Eindruck der Wende-Erfahrungen, wo neue und in mancher Hinsicht sehr klare Grenzen zwischen Eigen und Fremd, auch territoriale Grenzen, gezogen wurden, anders als es die Theoretiker der Zweiten Moderne, die von der Ambivalenz und Unschärfe von Grenzen ausgehen, erwarten lassen.

Zunächst gehe ich nur sehr überblickhaft auf typische mentale Neuverortungen und Umorientierungen ein, wie sie sich in den zweiphasigen Tiefeninterviews mit Ostdeutschen verschiedenen Alters und unterschiedlicher Herkunft zeigten, die wir 1997 im Rahmen unseres Münchner Forschungsprojektes über „Deutsche Identitäten und das Zusammenleben mit Fremden“ zu lokalen, regionalen wie nationalen Identifizierungen befragt hatten.²¹ Weitere Vergleichsbeispiele kamen dann in dem Berliner Folgeprojekt, einem Studienprojekt über nationale Selbst- und Fremdbilder, in den Jahren 1998/99 hinzu.

Alle der 10 ostdeutschen Interviewpartnerinnen und -partner hatten die gesellschaftlichen Umbrüche im Kontext der deutsch-deutschen Vereinigung – wenngleich aus sehr unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Erfahrungszusammenhängen heraus und in verschiedener Form – aus ihrer Sicht Mitte der 1990er Jahre als biografische Krise oder zumindest als Zeiten starker Umorientierungszwänge erfahren, wenngleich sie in materieller Hinsicht, wie sie selbst betonen, relativ gesehen, eigentlich nicht zu den Wendeverlierern gehörten.²² Die von den Interviewten aufgegriffenen identifikativen Angebote und neuen Solidaritäten, mit denen sie als Bewältigungsstrategien auf diese Krisenerfahrung reagierten, waren sehr unterschiedliche.

Die zur Zeit der deutsch-deutschen Vereinigung 33-jährige Sekretärin Victoria C. vertrat im Interview am eindeutigsten von den hier vorgestellten Fällen eine ausgeprägte, von ihr positiv bewertete ostdeutsche Identität. Das Bewusstsein, Ostdeutsche zu sein, hatte ihre frühere Identifizierung mit dem *ganzen Deutschland* Mitte der 1990er Jahre weitgehend ersetzt. Nach persönlichen Erfahrungen als *Deutsche zweiter Klasse* plädierte sie für eine stärkere Solidarisierung der Ostdeutschen unter-

²¹ HARRO HONOLKA/IRENE GÖTZ, Deutsche Identität und das Zusammenleben mit Fremden. Fallanalysen, Opladen, Wiesbaden 1999; IRENE GÖTZ (Hg.), Bilder vom Eigenen und Fremden. Biographische Interviews zu deutschen Identitäten (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, Sonderheit 24), Münster/Hamburg/London 2001.

²² Sicherlich wäre es interessant, alle Interviewten 20 Jahre nach dem Mauerfall noch einmal zu befragen, um herauszufinden, inwieweit sie die Ende der 1990er Jahre sich beschleunigenden und intensivierenden Debatten und Praxen um das Nationale in ein sich möglicherweise wandelndes Selbstbild als (Ost-)Deutsche/r aufgenommen haben und ob sich ihre persönliche Lage und damit vielleicht auch Sicht auf die Wendezeit verändert hat.

einander, um den dominant auftretenden *Wessis* eigene Werte und Symbole einer bewahrenswerten ostdeutschen Kultur entgegenzusetzen.

Im Vergleich zu diesem Fall, der vorführt, wie auf Fremd-Ethnisierung durch einschlägige Diskurse und Praxen die trotzig-selbstbewusste Selbst-Ethnisierung folgen kann, reagierte eine von Beate Rätz porträtierte Interviewpartnerin aus Potsdam in geradezu gegensätzlicher Weise auf die öffentlichen Debatten der späten 1990er Jahre. Die zum Zeitpunkt des Interviews im Jahr 1999 60-jährige Ärztin, die wir Frau Jacobs nannten, fühlte sich einerseits prinzipiell schon immer als *Gesamtdeutsche* – die Wende stellte, so gesehen, keinen Bruch dar –, andererseits wurde auch ihr das Etikett *ostdeutsch* in verschiedenen Situationen bereits zuvor als defizitärer Status zugeschrieben. Sie selbst begriff jedoch darüber hinaus die Sozialisation in eine *DDR-Kultur* selbst als Handikap, um sich im Westen erfolgreich zu behaupten. Auf diese Erfahrungen reagierte sie, indem sie ein seinerzeit in der Medienöffentlichkeit virulentes Diskursmuster aufgriff: das der anzustrebenden *inneren Einheit*; eine *Ost-Identität* solle also, wie auch sie meinte, keinesfalls kultiviert werden.²³

Ausführlich porträtiert wurde des Weiteren eine ehemalige Parteifunktionärin unter dem Pseudonym Judith, die die Wendezeit im Alter von 33 Jahren als existenziellen *Überlebenskampf* und Phase der vollständigen Umorientierung erlebte. Sie lehnte einerseits nach dem Zusammenbruch der DDR – des sozialistischen Staates, an den sie von Kindheit an glaubte – für sich selbst jede Form der Identifizierung mit einem *Kollektiv* ab; bei ihr mischten sich jetzt linke antinationale Einstellungen in der Tradition des offiziellen DDR-Leitbildes (aber auch als Teil ihrer Familientradition) und postnationale Ideale von einer grenzenlosen, offenen Gemeinschaft von Individuen mit einem Misstrauen gegenüber der neuen, größer gewordenen Bundesrepublik als einem westlichen Staatsgebilde. Andererseits ging bei ihr in der Wendezeit die Ablehnung insbesondere einer Zuordnung zu den Deutschen mit einer verstärkten Beachtung der *jüdischen Familienwurzeln* Hand in Hand.²⁴

Bei dem letzten hier ausführlicher vorgestellten Fall aus unserem seinerzeit befragten Sample²⁵ handelt es sich um einen gelernten Druckereiarbeiter, dessen zentrales Bezugssystem der Vorwendezeit, die Kirche, nach der Wende nicht mehr die „Nische“ war, die ihm Vertrauen, Sicherheit und Halt bot. Bei Carl war auffällig,

²³ BEATE RÄTZ, Frau Jacob: „Kriegskind“ – DDR-Kind“ – Identifikations(t)räume, in: Götz, Bilder (wie Anm. 21), S. 17-28.

²⁴ IRENE GÖTZ/ANDREA KÖBL, „Ich wollt' nicht bei den Deutschen stehen. Engagement für Ausländer als Bewältigungsstrategie von Wende-bedingten Identitätskrisen, in: Kurt Dröge (Hg.), Alltagskulturen in Grensräumen (Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas 4), Frankfurt a.M. u.a., S. 349-372.

²⁵ HONOLKA/GÖTZ, Deutsche Identität (wie Anm. 21), siehe auch GÖTZ/KÖBL, Ich wollt' nicht (wie Anm. 24).

dass er – wie Judith plötzlich ihre *jüdischen Wurzeln* – eine neu entdeckte regionale Identität als Sachse betonte, wohingegen bei ihm wie bei den meisten ostdeutschen Interviewten die nationale Selbstverortung gering ausgeprägt war. Auch er hatte eine sehr ambivalente Haltung gegenüber der neuen Bundesrepublik als politischem System entwickelt. Bevor hier diese auffällig ausgeprägte regionale Verortung als Orientierungshilfe in Umbruchzeiten genauer vorgestellt werden soll, werden ein paar Daten aus seiner Biografie gegeben:

Die Wende erfuhr der 1970 geborene Druckereiarbeiter als 19-jähriger auf der Schwelle zum Erwachsenwerden in Dresden einerseits als überfallartigen Wertewandel, andererseits aber auch als Öffnung der Horizonte. Seine durch ein kirchlich engagiertes Elternhaus geprägte oppositionelle Positionierung in der DDR-Gesellschaft hatte ihm bei allen Nachteilen (z.B. eingeschränkte Berufswahl, kaum Reise-möglichkeiten) die Sicherheit klarer Zuordnungsmaßstäbe und Feindbilder geboten, die zusammen mit der oppositionellen Rolle der Nischenkultur, wie sie die evangelische Kirche gebildet hatte, durch die Wende verloren gingen. Carl hatte die Wende vor allem auch als Überfall des Geldes erfahren: *Vieles meiner Identität ist verloren gegangen, auch Opfer des Geldes geworden.*

Die Einführung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung bewirkte zwar nach Carls Selbsteinschätzung die *Verbesserung seiner Lebensqualität*, wie sie auch allgemein zu einem wirtschaftlichen Aufschwung seiner Heimat Sachsen geführt habe, doch förderte sie aus Carls Sicht gleichzeitig *oberflächliche, unchristliche Konsumorientierung, Konkurrenz- und Besitzdenken*. Insgesamt erschien ihm seine Welt diffuser und ein Stück weit fremd geworden. In dieser Lebensphase entdeckte Carl Sachsen als identitätsstiftende Region.

Wir ha'm, wir sind jetzt dabei, die sächsische Geschichte wiederzuleben zu lassen, das ist ein Punkt gewesen, der zu DDR-Zeiten, der einfach nicht existierte.

Symbolischer Ausdruck regional eigenständiger Traditionen waren für ihn, auf seine Heimatstadt Dresden bezogen, lokale historische Bauwerke und die bereits zu DDR-Zeiten zum Schluss als Klassenkämpfer verehrten Helden Karl May, Winnetou und Old Shatterhand.

Sachsen bot Carl – nicht zuletzt wegen der als intakt und abwechslungsreich empfundenen Landschaft und seiner im Interview schwärmerisch und dabei stereotyp dargestellten eigenständigen Geschichte und regionalen Tradition – im Nachwende-Wirrwarr mit seinen fremden Einflüssen ein in jeder Hinsicht als positiv gesehenes, vertrautes kulturelles Bezugssystem, das ihm offensichtlich half, die von außen kommenden, unbeeinflussbaren Veränderungen leichter zu ertragen. Landschaft und Geschichte, das Erzgebirge und August der Starke, standen zum Zeitpunkt des Interviews bei Carl für das Eigene, kontinuierlich Bewahrte und Vorzeigbare, das auch von den Überfällen durch den Westen in der Wendezeit unberührt den Stürmen der Zeit standhalte. Carl war hier mit seiner Funktionalisierung von

Geschichte kein Einzelfall, wenn er vor allem auch an eine „gute, intakte“ Geschichte vor der Zeit des Sozialismus im Sinne der Konstruktion eines neuen Wirkgefühls anknüpfte, wie es seit den 1990er Jahren überall in den osteuropäischen Ländern geschah.

Mit Sachsen verband Carl auch im Hinblick auf die Mentalität seiner Bewohner *Heimat*. Die Sachsen seien wie er selbst: z.B. *arbeitsam*, die Brandenburger dagegen *faul* und *kaufrauschbesessen*. Die eigene und die fremde Region wurden hier zu Projektionsflächen für in der Wendezeit virulente Verhaltensstereotypen. In gewisser Weise repräsentiert(e) die fremde Region, das vom Eigenen abgespaltene negative Verhaltensmuster, mit dem man in den Umbruchzeiten aus Carls Sicht zum Scheitern verurteilt sei.

Nach Carls Logik erschien es nur konsequent, dass Sachsen, das, wie er betonte, *arbeitsame Land*, nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, unter den neuen Bundesländern führend, als der Wendegewinner hervorgegangen sei, was seine Identifikation mit seiner *Heimat* steigerte. Waren für unsere westdeutschen Interviewten westliche Automarken und die Wirtschaftsstärke der Nation (im Vergleich zum Ausland) Merkmale, über die man sich mit Deutschland als Ganzem identifizierte, so blieb für Carl Sachsen der Bezugsrahmen, innerhalb dessen er Stolz auf analoge Größen äußerte, wohingegen Gesamtdeutschland auch in diesem Kontext als identifikatorischer Raum vergleichsweise merkmalsleer und emotional schwach belegt blieb.

Sachsen wurde von Carl nicht nur mit kulturalistischen traditionellen Bildern belegt, sondern erschien auch als neuer Wirtschaftsstandort identitätsstiftend.

Wir haben in Dresden dann die Mikroelektronik bekommen, dieses High-Tech-Werk [...], ein englischer [...] Konzern kommt jetzt nach Dresden [...] und das sind, denke ich, Riesenschritte, die andere nicht erreichen. [...] Wir haben ein hochmodernes Messezentrum [...].

Die in den meisten Interviews und auch nach demoskopischen Umfragen in der Regel den Deutschen zugeschriebenen Tugend der Arbeitsamkeit und des Fleißes und die daraus resultierenden wirtschaftlichen Erfolge erschienen bei Carl als für die Region typische Werte.

Wie diese Einzelfallstudie zeigt, sind die mit einer regionalen Einheit verbundenen stereotypen Vorstellungen in manchen Kontexten austauschbar. Sie können der Nation, einer Gemeinde oder anderen territorialen Bezugssystemen zugerechnet werden, sofern das jeweilige lokale, regionale oder nationale kulturelle Gedächtnis entsprechende Stereotypen in seinem Vorratsschatz bereitstellt. Die Region als positives territoriales Bezugssystem wird z.B. wichtig, wenn größere Einheiten auseinander brechen oder sich neue Nationen und Bündnissysteme konstituieren, die – aus welchen Gründen auch immer – für den Einzelnen nicht oder noch nicht als identifikatorische Größen taugen.

Die Region war für Carl jedoch, erstens, nicht nur eine Kulisse, die scheinbar überzeitliche, konstante Werte neu illustrierte und vor dem Hintergrund des Prozesses eines „region re-building“ in der Nachwende-Zeit neu kontextualisierte. Sie war, zweitens, nicht nur die Projektionsfläche für die Sehnsucht nach Aufschwung und Wohlstand, sondern vielmehr auch, drittens, sein unmittelbar erfahrbarer politischer Aktionsraum. Die „große Politik“ des vereinten Deutschland und die Hauptstadt Berlin erschienen ihm dagegen als (erfahrungs-)ferne Zonen.

Schon bald nach der Wende engagierte sich Carl in der jetzt offenen Grenzregion beim Aufbau einer deutsch-tschechischen „Nachbarschaftshilfe“²⁶ und in Rumänien bei der Organisation von Jugendaustauschen. Dort erfuhr er sich in mancher Hinsicht in der überlegenen Rolle des *Wessis*, der wie seinerzeit die Westdeutschen bei ihren ersten Reisen in die DDR nun seinerseits *mehr Möglichkeiten hat, natürlich auch mehr materielle Möglichkeiten oder [...] ein anderes Wissenspotential [...] mit einem Stück Vorlauf*.

Allerdings gehe es, z.B. beim Aufbau einer Sozialstation in Tschechien, darum, *eben nicht zu machen, was die Altbundesländer mit uns gemacht haben, jetzt sind wir da und jetzt stützen wir euch was über, sondern die Kunst ist es [...], die selber schon machen zu lassen und erst bei Rückfragen weiterzuhelfen*.

Indem sich Carl somit im relativen West-Ost-Gefälle²⁷ nach Osten wendete, konnte er auch auf die Seite der *Macher* wechseln und durch diese günstigere Positionierung wohl außer einer allgemeinen persönlichen Befriedigung einen gewissen Ausgleich für die eigene Verunsicherung und Unterdrückung seiner alten Wertewelt durch die neue westliche, *vom Geld regierte* Werteordnung schaffen. Indem Carl im Osten *Entwicklungshilfe* nach seinen, im eigenen Land entwerteten Idealen leistete, stützte er seine durch die Wende bedrohte, auf humanistischen Vorstellungen bauende Identität. Möglicherweise kompensierte er auch seine sozioökonomische Schlechterstellung gegenüber den stereotyp oder jedenfalls nur sehr abstrakt wahrgenommenen Westdeutschen, wenn er in dieser Zeit, was er mehrfach herausstellte, als Fahrer einer modernen westlichen Automarke und mit westlichem Knowhow in den weiteren Osten kam.

Mit der Ausrichtung seiner Aktionen auf den nun offen stehenden Osten verband Carl aber auch einen politischen Auftrag, setzte ein – sicherlich sowohl rückblickend

²⁶ Ein der deutsch-tschechischen Nachbarschaftshilfe gewidmeter Verein hatte sich zum Ziel gesetzt, die Arbeitslosigkeit auf deutscher Seite im Grenzgebiet zu verringern und dem erwarteten Anstieg der Arbeitslosigkeit auf tschechischer Seite vorzubeugen. Es wurde u.a. eine Talentbörse eingerichtet, bei der Deutsche und Tschechen Dienstleistungen anboten.

²⁷ Siehe zur Ideologie des West-Ost-Gefälles, das in der stereotypen Wahrnehmung der Menschen ein relatives ist, HUBERT ORTOWSKI, Die Ideologie des West-Ost-Gefälles und das Fremdheitssyndrom, in: Alois Wierlacher (Hg.), Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdforschung, München 1993, S.463-470.

nach Westen als auch vorausschauend nach Osten gerichtetes *Zeichen: guckt mal, es geht auch anders*. Wenn er nämlich den ehemaligen sozialistischen Nachbarn durch diese solidarische Aufbauhilfe und das eigene gute Beispiel zeigte, dass man mit Statussymbolen wie dem neuen Auto auch bescheidener auftreten und Kapital sinnvoller als für einen *blinden Kaufrausch*, nämlich als Produktionsmittel einsetzen könne, dann hoffte er, diese Länder behutsam auf die hereinbrechende Macht des Reichtums und des Geldes vorzubereiten. So wünschte er, im Kleinen dazu beitragen zu können, dass diesen Ländern die Brutalität *der Erfahrung, wie über uns da hergefallen worden ist*, ein Stück weit erspart bleibe oder dass diesem Überfall dort jedenfalls nach entsprechender Vorbereitung besser begegnet werden könne.

Carls interkulturelle Aktionen, wie er sie im Interview darstellte, ließen sich nicht zuletzt tatsächlich auch als Wunschprojektion lesen, mit der er im nachhinein – stellvertretend an den Rumänen – die Verhaltensmuster in der deutsch-deutschen Begegnung „korrigierte“ und die stereotypen gesellschaftlichen Positionierungen – *Wessis oben und Ossis unten* – zugunsten des alten Gleichheitsideals aufhob, das er somit im noch „unschuldigen“ fernen Osten in die auch dort bald hereinbrechenden neuen Zeiten hinüberzuretten half.

Heimat als globaler Aktionsraum

Im traditionell föderalen Deutschland mag es nicht so sehr verwundern, dass auch viele der anderen west- und ostdeutschen Befragten als erstes und für sie wohl am leichtesten greifbares Bezugssystem die Region nannten und die Nation dagegen, zumal sie hierzulande eine vergleichsweise erfahrungsferne „imagined community“ bildet und in Folge des Nationalsozialismus als Kulturnation zunächst ausgedient hatte, mit schwächeren Konturen und geringerem identifikatorischen Gewicht belegten. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen demoskopische Forschungen. „Rund 20 Prozent der Bundesbürger wählten unmittelbar nach der Wende in einer Allensbacher Befragung des Jahres 1991 unter den verschiedenen Möglichkeiten, sich selber einzuordnen, weder ‚deutsch‘ noch ‚ost-‘ oder ‚westdeutsch‘, sondern eine landsmannschaftliche Bezeichnung wie Thüringer, Westfale oder Berliner.“²⁸

Auffällig war in unseren qualitativen Befragungen, wie ausgesprochen positiv, ästhetisch und harmonisch das Regionenbild war, das einer in mehrfacher Hinsicht

²⁸ ELISABETH NOELLE-NEUMANN/EDITH KÖCHER (Hgg.), Allensbacher Jahrbuch für Demoskopie, Bd. 9, München 1993, S. 396, zitiert nach KASPAR MAASE, Nahwelten zwischen „Heimat“ und „Kulisse“. Anmerkungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung, in: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1988), hier S. 53 f.

„problematischen Nation“ in den biografischen Interviews als häufig geradezu komplementäre Größe entgegengestellt wurde. Dieser an anderer Stelle bereits ausgeführte Befund²⁹ führt zu der generellen Frage nach dem Verhältnis nationaler und regionaler Bezugssysteme als identifikatorischen Gebilden. Welche als kollektiv gedachten Merkmale machen für Einzelne unter dem Eindruck persönlicher Wertorientierungen, lebensweltlicher Erfahrungen und medialer Diskurse ihre Zugehörigkeit zur Region und welche Merkmale ihre Zugehörigkeit zur Nation aus? Wo ergänzen und unterstützen sich die beiden Identifizierungen inhaltlich und funktional, wo sind sie – je nach Kontext – tatsächlich austauschbar, wo konkurrieren sie miteinander?

Bei der Diskussion der gesellschaftlichen und historischen Hintergründe, weshalb die regionale Zugehörigkeit emotional intensiver empfunden und kognitiv genauer konstruiert wird als eine nationale Identität, ist neben dem Nationalsozialismus auch, wie sich im Falle Carls besonders deutlich zeigte, die deutsch-deutsche Vereinigung als Einflussfaktor für eine geradezu komplementäre semantische Besetzung des Nationalen und Regionalen zu betrachten. – Dies galt zumindest in den 1990er Jahren: spätestens seit der Fußballweltmeisterschaft 2006 stellt sich die Frage nach einem gewandelten nationalen Bewusstsein, zumindest bei der jüngeren Generation, und einem neuen Patriotismus. Die auch in Deutschland nun zunehmend beobachtbaren spielerischen Formen des Umgangs mit dem Nationalen sowie der Einsatz von nationalen Zeichen und Rhetoriken in Werbekampagnen im Kontext des „nation branding“ der letzten Jahre harren jedenfalls noch einer eigenen ethnografischen Untersuchung.

Die traditionellen Bilder des Regionalen, die bei der Suche nach einem Halt bietenden lokalen Erfahrungsraum aktiviert werden können, erhalten sicherlich auch für den mobilen Menschen der Zweiten Moderne, der sich gleichzeitig in vielen mentalen und sozialen Räumen bewegt, besonders Gewicht. Die Region ist nämlich, das führte der Fall Carls einmal mehr vor, nicht nur für Touristen gebaute „Kulisse“, sondern eben auch, so Kaspar Maase³⁰, als der von den Einheimischen aktiv gestaltete Nahraum tatsächlich „Heimat“. Und diese Heimat ist ein lokales Kommunikationsfeld, ein Arbeits- und Erlebnisraum, der Aufmerksamkeiten der Akteure bindet und identifikativ und orientierend wirkt.

Gleichwohl ist es ein offener Raum mit vielfältigen globalen Bezügen, der entsprechend vor einem transregionalen und transnationalen Horizont betrachtet

²⁹ IRENE GÖTZ, „Wo ich mich so richtig als Bayer gefühlt habe.“ Zum Verhältnis von nationaler und regionaler Identifizierung in qualitativen Interviews, in: Daniel Drasecek u.a. (Hgg.), Erzählen über Orte und Zeiten. Eine Festschrift für Helge Gerndt und Klaus Roth (Münchner Beiträge zur Volkskunde 24), Münster u.a. 1999, S. 35-57.

³⁰ MAASE, Nahwelten (wie Anm. 28).

werden muss, insofern als er durch Wissen, Waren und Werte, Güter und Kapitalien von anderswo mit geprägt wird und von dessen Akteuren wiederum lokale Prägekräfte in weiter gefasste Bezugfelder getragen werden. Gerade in einer „Welt in Stücken“³¹, nach der Krise der Repräsentation und angesichts des zu beobachtenden Partikularismus, wenn die Großräume wie „Nation“ generell zu fragilen Gebilden und auch politisch und ökonomisch einflussloser werden – was allerdings nicht zwangsläufig bedeutet dass Nationalismus verschwindet, im Gegenteil! – scheinen Region, Regionalismus und Heimat als primärer politischer und ökonomischer Aktions- und Orientierungsraum, der vergemeinschaftend wirkt, neu und verstärkt beachtet werden zu müssen.³²

³¹ GEERTZ, Welt in Stücken (wie Anm. 1).

³² Siehe zur Bedeutung der Region als ökonomischem Bezugfeld einer angesichts der ländlichen Transformationsprozesse neu entdeckten lokalen „Eigenarbeit“ MOSER, *„a flermining“* (wie Anm. 16) oder auch CHRISTINE NEBELUNG, Pragmatismus und Visionen. Eigenarbeit in der ostdeutschen ländlichen Gesellschaft (Berliner ethnographische Studien 13), Münster u.a. 2007.